

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 32 (1953)
Heft: 6

Artikel: Literatur als Nebenbeschäftigung : ein Bekenntnis
Autor: Gertsch, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-336726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Literatur als Nebenbeschäftigung — Ein Bekenntnis*

Literatur, hier gemeint als Tätigkeit des Schriftstellers und von dessen Standpunkt aus betrachtet. Es geht auch nicht um die Frage, wie man noch nicht erwiesene Talente züchte oder ihnen — mit oder ohne Nebenbeschäftigung, mit oder ohne milde Spenden einer städtischen Literaturkommission — zum «Durchbruch» ver helfe, sondern ausschließlich um die Schilderung der Lage des bereits «durchgebrochenen» Talent es in seinen Beziehungen zur Solidarität unserer sozialen und nationalen menschlichen Gemeinschaft. Damit soll auch der herz- und hirnlosen Phrase entgegengetreten werden, daß, ganz allgemein, das wahre Talent sich selber immer durchsetze. Wer solches behauptet, verkennt oder übersieht in der Kompliziertheit unserer heutigen sozialen Tatsachen die erschütternde Tragik vieler «wahrer» oder zum «Durchbruch» gelangter oder sonstwie erwiesener Begabungen, die zum Dilettantismus verurteilt sind, nur weil sie den aufreibenden Kampf um Kunst und ökonomische Existenz zugleich nicht bestehen können. Das ist nicht eine Frage der künstlerischen Begabung allein, sondern vornehmlich auch des Zustandes unserer sozietären und sozialen Beziehungen zu Kunst und schöpferischer Tätigkeit.

*

Nach dem Grade und der Art der Beschäftigung unterscheidet man in der Literatur zwischen wirklichen Berufsschriftstellern einerseits und den Literaten andererseits und schließlich noch solchen, die es dennoch tun, ohne es zu sein. Diese letztern bilden den Gewalthaufen der Literatur. Berufs-Schriftsteller, die aus der Schriftstellerei einen wirklichen Beruf machen, gibt es bei uns nur wenige. Ich nenne einige Namen, wie Hermann Hesse, Möschlin, Bühner, Fankhauser, Cécile Lauber, Turel, Hiltbrunner, Ehrismann, Guggenheim, Lesch, Roelli, Bächtold, Heer, Humm, Inglin und noch einige mehr. Viele aber sind es also nicht.

Doch was die Literaten betrifft, so sind sie die Leute vom Fach, die es sich hinter die Ohren geschrieben haben, bevor sie mit Schreiben überhaupt anfangen. *Sie* sind die Werktätigen der Literatur, tätig, ohne am Werke zu sein, und immer am Werke, wenn sie nicht tätig sind.

Ich meine nun nicht etwa Kaffeehaus-Literaten. Die gibt es nicht mehr bei uns, seit es mehr Cafés als Literaten gibt. Wo der Philister seine Vermehrung nach der Zahl der neuerstehenden Kaffeehäuser richtet und das Gedränge in diesen um so größer wird, je mehr Sitzplätze sie bieten — solchen Falles

* Nach einem Vortrag, gehalten am 24. Januar 1953 im «Städtischen Podium», Zürich.

also hat der musische Mensch sein Recht verloren, der Kaffeehaus-Literat im besondern. Die Hast, mit der heutzutage der Kaffee hinuntergespült, statt genießerisch geschlürft wird, hat auch der Romantik des Nickeltablets mit Kaffeetasse und Glas Wasser darauf unrühmlich ein Ende bereitet und damit ebenfalls jenen Literaten, die in andern Ländern als Bohémiens dem Kavalier im Range gleichstanden und sich nicht zu jenen Auserwählten degradierten, die den ohnehin vorhandenen Bart wachsen lassen, um in dunkeln Keller gewölben sartrierte Tänze zu würgen. Vorbei sind jene herrlichen Zeiten, von deren Abglanz wir auch hier literarisch profitierten, als man über Prag zum Beispiel und seine dortige Literatenclique noch gutmütig und boshaft zugleich spottete:

Es brodeln, es werfelt, es kafkat und kischt.

Das also gibt es heute alles nicht mehr, und was sich sonst noch als Literat aufspielt oder seiner Beschäftigung diesen Anstrich zu geben versteht, ist mit wenigen Ausnahmen — so es überhaupt etwas tut — ein bloßer Zeilenschinder und Spaltenspalter geworden.

Was heute, in seinen Extremen betrachtet, den Literaturbetrieb bei uns zuweilen kennzeichnet, das ist — von den Berufsschriftstellern wiederum abgesehen — entweder männlich- und weiblich-blaugestrumpfter Snobismus oder aber überwiegend literarische Tätigkeit als Nebenbeschäftigung. Wenn man früher dichtete, um zu leben, und lebte, um zu dichten, ergreift man heute — im Bewußtsein, daß die Literatur zuwenig oder nichts einbringt, um davon leben zu können — in erster Linie einen Brotberuf, der zwar seinen Mann nährt, dessen Kunst aber hungern läßt. Zwar fühlt man sich als Dichter, lebt aber ständig in der Furcht, deswegen in seinem Brotberufe nicht ernst genommen zu werden. Im krampfhaften Bemühen, sein bürgerliches Ansehen im Broterwerb nicht zu schmälern, geht Hand in Hand damit die Tendenz, als Dichter um so mehr zu gelten, je heftiger man von sich glauben machen möchte, es nur im Nebenamt, also *dopo lavoro*, in bloßer Freizeitbeschäftigung zu sein. Und auf den leicht vorwurfsvollen Hinweis, man sei scheint's Dichter, erwidert man begütigend: «Ja schon, aber doch nur so, wie andere kegeln oder jassen!» Womit das bürgerliche Ansehen vorerst gerettet wäre, bis zur indignierten Vexierfrage: «Sie kegeln also nicht und jassen tun Sie auch nicht?» — «Doch doch.» — «Wann denn?» — «Wenn ich nicht dichte.» — «Und *wann dichten* Sie?» — «Wenn ich nicht kegle oder jasse.» — Und der jetzt folgende Handschlag bekräftigt die Wiederherstellung des Renommees.

Zwar kann man sich nichts Besseres denken, als doch einmal, lieber früher als später, zu wahren dichterischem Ruhme aufzusteigen, im Wissen, daß wirklicher Ruhm, gar wenn er noch etwas einträgt, und dann besonders, die Sünde der Väter, seinen Brotberuf durch Dichten vernachlässigt zu haben,

vergessen läßt bis ins dritte und vierte Glied. Jedoch ein seltener Fall, daß einer bei uns sich erdreistete, durch Vernachlässigung seines Brotberufes zu Unsterblichkeit zu gelangen. Unsterblichkeit, das wäre zwar schön, zumal bei genügend hoher Lebensversicherung; doch auch sie möchte man noch lebend erleben. Sie lohnt sich nur, wenn man selbst etwas davon erfährt und — merkt.

Wenn nun aber der Durchschnittsbürger, das heißt die entscheidende politische Majorität in kulturellen Fragen, glaubt annehmen zu dürfen, daß Dichten bloß als Nebenbeschäftigung erlaubt sei, ist es nicht zu verwundern, daß allenthalben die Meinung vorherrscht, ein Dichter sei ein Mensch, der, volkswirtschaftlich betrachtet, auf andere, also anständige Weise so viel verdiene, daß er es gar nicht nötig habe, für seine literarische Nebenbeschäftigung noch honoriert zu werden. Denn um bezahlt zu werden, sollte man doch ernst genommen sein. So mutet nicht nur zuweilen der Verleger ihm zu, die Kosten der Herausgabe seiner Bücher selbst zu tragen, auch zum Beispiel die Vereine des Liebhabertheaters sehen oft nicht ein, wofür sie einem Dichter, der ja anderweitig reichlich sein Leben zu fristen vermag, noch Tantiemen zahlen. Denn dichten, wie kegeln und jassen, tut man doch nur, wenn man es ohnehin sich leisten und daher jederzeit ohne ökonomische Einbuße darauf verzichten kann. Und gedruckt oder aufgeführt zu werden, ist schließlich *auch* etwas, wenngleich an sich allein nichts Einträgliches. Um so begreiflicher, daß eben gerade die schon genannten Liebhabertheater — um das frequentierteste, wenn auch nicht vornehmste Beispiel zu berücksichtigen — mit Vorliebe den Schweizer Autor verschmähen, der honoriert sein will, und ausländische Auch-Autoren ihm vorziehen, wenn schon Opfer gebracht werden sollen, zumal ja Schmalz aus dem Tirol und Kitsch aus dem großen Kanton im Norden viel billiger zu beziehen und auch bekömmlicher sind als die derbe Schweizer Kost aus der bescheidenen Küche literarischer Nebenbeschäftigung. Läßt doch der Schmalz das Auge reichlich triefen und täuscht der Kitsch die Kunst uns zum Verwechseln ähnlich vor, obgleich mein «Duden» heute noch darüber belehrt, daß unter «Kitsch» auch verstanden sein will «die unwürdige Verwendung nationalsozialistischer Symbole auf Bedarfsgegenständen». Da darf man wirklich nicht hoffen, daß dieser nationale Konflikt gelöst werden könne im Empfang schweizerischer Schriftsteller *durch* die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung auf dem Bürgenstock bei Luzern.

So ist es denn eine sonderbare Ewigkeitserscheinung, daß bei manchen lieben Miteidgenossen der Landsmann als Dichter nur gewürdigt wird, wenn er es gratis tut. Daß sie aber nichts gratis tun, sondern zuweilen überhaupt nichts mehr tun und dafür noch reichlich ausgehalten werden, erwartet man von gewissen Auslandsgästen der Literatur. Der Neid sei uns kein schlechter Berater, und den Benefiziaten dieses menschenfreundlich widernatürlichen Zustandes sei ihr Glück in unserm Lande nicht verwehrt. Unsere Kritik richtet

sich bloß gegen Landsleute, die für jeden durch geschickt aufgezo- gene Pro- paganda bevorzugten Gast eine oft erschreckend offene Hand beweisen im gleichen Zuge, da sie dem Miteidgenossen als Dichter jede milde Gabe sogar verweigern. Geschweige denn, daß sie ihm, wie gewissen Auslandsgästen, Haus und Heim und sonstige Güter, die das Leben lebenswert gestalten, überlassen würden — sie können den Gedanken nicht ertragen, daß ein Schweizer das Dichten anders betreibt denn als unbezahlte Nebenbeschäftigung, welche die ökonomisch sichere Basis durch eine Pfründe im Hauptberuf nicht ausschließt.

Freilich liegt uns schweizerischen Schriftstellern das Bedürfnis nach mate- rieller Sicherung als ausgeprägter Wesenszug ebenso sehr im Blute wie allen andern unserer Landsleute, gehört es doch zu unsern Nationaltugenden, uns des Lebens erst zu freuen, wenn wir überzeugt und sicher sind, rechtzeitig und hinreichend vorgesorgt zu haben für unser eigenes Begräbnis. Ein schöner Wesenszug, um den uns aber niemand als wir selbst uns beneiden.

Diese seelische Verfassung mag sich als Vermächtnis ältesten Bauern- geschlechtes erweisen, als Erbe jenes unbändigen Unabhängigkeitsdranges, der in grauer Vorzeit dem schweizerischen Äpler eigen war, als es galt, seine persönliche Freiheit dem gierigen Zugriff machtlüsterner Barone und Fürsten abzutrotzen. Doch hat sich das Positive dieser Haltung, wie so vieles andere, im Laufe der Jahrhunderte und unter stark veränderten Voraussetzungen ins Gegenteil gewandelt. Und an die Stelle adeliger Widersacher ist inzwischen das Monstrum Staat getreten. Mit erschreckend zielstrebigem Automatismus beraubt er uns unserer persönlichen Freiheit, je mehr er bloß Angehörigen machtbevorzugter Einzelgruppen die Sicherung ihrer Existenz gewährleistet, ohne aber uns andere von der Sorge um ein erstklassiges Begräbnis zu be- freien. Wenn jedoch diese Befreiung auch gelänge, begännen wir prompt um etwas anderes zu bangen, das sich ebenso allfällig einstellen könnte wie ein Begräbnis. Wohl besitzen wir die wilde Entschlossenheit zum Schuftentum und Krampfen, weniger indessen den Mut zu einem Leben harmlosen Leichtsinns und liebenswürdiger Ungezwungenheit, wenn nicht gerade dem Gotte Alkohol geopfert werden muß. Sind nicht unsere Feste zuweilen bloß kommerzielle Veranstaltungen und ist unser Lachen dabei nicht weniger Ausdruck spon- taner Freude als eher der Genugtuung darüber, daß wir uns das alles noch leisten können? Beschattet indessen von der quälenden Einsicht, daß wer wesentliche Freiheiten um der Sicherheit willen aufgibt, weder Sicherheit noch Freiheit verdient und erhält.

Und was auf diese Weise dem Durchschnittsbürger und seinen Bedürf- nissen zu frommen scheint, dem glauben in ihrer überwiegenden Zahl auch die Schriftsteller sich anpassen zu müssen; *indem sie ihrer bürgerlichen Existenz das Gewicht ihrer künstlerischen Substanz zum Opfer bringen, be- scheiden sie sich mit Dichten als Nebenbeschäftigung.*

Aber um wirklich Dichter zu sein, dazu gehört, zwar primär, doch nicht allein die Berufung, sondern ergänzend der *Beruf*, will sagen das dauernde, unentwegte, ununterbrochen empfundene Anliegen, sich gedanklich, seelisch, physisch und in der ganzen Lebensführung dem Streben nach beruflicher Vollendung und Vollkommenheit unterzuordnen, den Beruf nicht allein zur Profession, sondern zur lohenden Passion, ja fanatischen Konfession zu steigern. Kunst kennt nur eine Hingabe — die vollkommene; ohne sie können wir, aller großen und selbst überragenden Talente zum Trotz, nie zur vollkommenen Leistung gelangen. Es ist und bleibt das unabdingbare Kriterium aller Kunst, von ihren Jüngern Besessenheit zu fordern. Besessenheit für *einen* Gegenstand indessen schließt jeden andern Gegenstand, zumal jeden gegensätzlichen Gegenstand, völlig aus, vornehmlich aber ein Amt, das die künstlerische Funktion zur Nebenbeschäftigung hinaufdegradiert.

Unter einem solchen Amt verstehe ich eine feste berufliche Bindung auf völlig anderen Gebieten als denen der Dichtung. Es ist kein Zufall, daß beiläufig 90 Prozent aller rund 500 Mitglieder des Schweizerischen Schriftstellervereins einen bürgerlichen Beruf ausüben, der alles andere als mit Dichtung zu tun hat. Wir finden da Beamte und Angestellte der öffentlichen Verwaltungen, Redaktoren, Journalisten, Verlagsfunktionäre, Primar-, Sekundar-, Gymnasial- und Hochschullehrer, Juristen, Ärzte, Diplomaten, Geistliche, Architekten, Kaufleute, Bankbeamte, Reklamespezialisten, einige Gewerbetreibende und Bauern, wenig Trämler, noch weniger sonstige Handarbeiter und — bei unserm soziologischen Querschnitt doch eigentlich ein Unikum — leider nur einen Hotelportier.

Wann nun, zu welcher Tageszeit huldigen diese Fixbeschäftigten ihrer dichterischen Leidenschaft? Die Antwort lautet kurz und knapp: Nach der Fron des Tages, das heißt mit dürren Worten, meistens und überwiegend in der Nachtstunde und vielleicht noch am Sonntag, wenn nicht der traute Familienkreis dagegen ist. Was es aber bedeutet, nach des Tages harter Arbeit auf einem von Dichtung und deren spezifischen Geisteshaltung und Gefühlseinstellung weit abliegenden Gebiete an eine Aufgabe heranzutreten, die zu ihrer Erfüllung in allererster Linie die Befreiung von allen menschlichen Gewichten erfordert, um zu dem vorzustoßen, was der alleinige Sinn dieser Aufgabe ist, vorzustoßen zu der Kunst . . . was das bedeutet, sage ich, kann nur der erfassen, der selbst sich jahrelang fast Tag für Tag diesem aufreibenden Bemühen hingegeben hat. Zu jedem Beginn, zu jeder Fortsetzung ihrer Nacht- oder auch Sonntagsarbeit kommen diese Schriftsteller vielfach belagert von menschlichen, allzu menschlichen Faktoren, Gefühlen und Gedanken, Stimmungen und Empfindungen, die alle am allerwenigsten mit ihrer Kunst zu tun haben. Ihre dichterische Arbeit erfordert, nach einer tagtäglich regelmäßig einsetzenden Zäsur von 24 Stunden, daher dauernd den Neubeginn, der wie kaum etwas

sonst an den Nerven, an den vitalen Kräften des um seine Kunst Ringenden zehrt. Denn Dichten bedeutet nicht Ausspannen, es bedeutet letzte Konzentration bis zur äußersten Intensität.

Findet sich nicht die Kraft und Energie dazu, so wird das Dichten stets ein zweifelhaftes Unterfangen bleiben. Verfügt einer aber über solch außerordentliche Potenz, daß er sich durch seinen Brotberuf nicht ablenken läßt, so muß er sehr auf der Hut sein, daß er sie nicht überspanne, und er wird dennoch, um sein Werk zu vollenden, in Jahren nicht erreichen, was er fertig brächte, könnte er sich ausschließlich seiner Dichtung widmen.

Denn alles, was uns in der Kunst von der Hauptaufgabe ablenkt, bedeutet unweigerlich einen Energieverzicht für die Erfüllung dieser Hauptaufgabe. Und nirgends rächen sich solche Energieverzicht mehr als wie gerade im Künstlerischen. Sie führen vorzeitig zu einer — verzeihen Sie diese Wortneuschöpfung — Vergröhlung der seelisch-geistigen Bezirke, welche die künstlerischen Impulse bergen. Vergröhlung im Sinne und nach dem Bilde einer durch Geröllhalden verwüsteten Landschaft, in der die Blöcke elementarer Naturausbrüche unbehauen und regellos über- und durcheinander liegen und der ordnenden Hand bedürfen, um in mühevolem Ringen das Werk des Aufräumens, des Behauens und des Zusammenfügens entbehrensreich zu vollziehen und zu vollenden. Und — die Metapher nun endgültig auf das Seelisch-Geistige übertragen — wehe, wenn die elementaren Ausbrüche sich ohne vorherige Wegräumung des bereits vorhandenen Gerölls wiederholen und die alten Schichten unter den neuen begraben! Die so verleugneten alten Schichten rumoren um so kräftiger weiter, je höher sie zugedeckt sind. Da hilft kein Ausweichen und kein Fluchtergreifen, so sehr wir Menschen uns gerade darin als vollkommene Meister der Tarnung und virtuos gehandhabter List erweisen: Es ist daher der Neurotiker unter den sich nur halb und halb der Kunst Widmenden keine Zufallserscheinung, sondern, je nach der ursprünglichen Kraft des künstlerischen Temperaments, ein Opfer einer tragisch waltenden, diabolisch-unerbittlichen Gesetzmäßigkeit. Denn was da, schließlich rebellisch, in uns lebt und webt, das wird *hier* zur Kraft, die stets das *Gute* will und stets das *Böse* schafft.

Das Ausweichen nun und Fluchtergreifen — man ist ja immer irgendwie auf der Flucht vor sich selbst — nimmt oft ganz sonderbare Formen an, die sich gruppieren im weitgespannten Bogen zwischen Hysterie und bürgerlicher Wohlanständigkeit, im letztern, der bürgerlichen Wohlanständigkeit nämlich, als Karriere- und Prestigebedürfnis auf dem Gebiete der künstlerischen, sagen wir, «Administration». Aber eben: Administration auf *künstlerischem* Gebiete muß es sein. Man will und kann das Reich der Künste nicht meiden und fühlt sich, obgleich auf Umwegen, in seiner Nähe, wenn man schon nur «amtlich» mit ihm zu tun hat. Genau so, wie wir um so stärker den Wunsch empfinden,

uns jugendlich zu geben, je weiter wir uns vom beseligenden Zustand der Jugend entfernen.

Und so beginnt auf künstlerischen, wenn es nicht anders geht auch auf pseudokünstlerischen Gebieten das heiße Ringen um Amt und Würde, getreu den Prinzipien der Politik und des Parlaments, die wir als demokratisch zu bezeichnen immer wieder versucht werden. Was tut man denn auf diese Weise? Nun, man gründet zum Beispiel Schriftstellervereine oder literarische Klubs und läßt sich zu deren Präsidenten wählen, wird Vorstandsmitglied in höherer Instanz, Jury- und anderweitiges Kommissionsfaktotum, schwelgt in Delegations- und sonstigen Satrapenwürden und gelangt so wenigstens in die windigen Vorhöfe der UNESCO-Seligkeit, ohne je ganz in den ersehnten Himmel zu kommen. — Ich spreche nicht nur von mir.

Und damit ersetzt das auf diesen krummen Wegen gewonnene oder doch eingebildete hierarchische Renommee den auf künstlerischem Gebiete vergeblich erstrebten Ruhm. Selbstverständlich ein zweifelhafter Ruhmersatz, nicht ohne — Bodensatz. Denn in stillen Stunden der Einkehr, wenn sich die Dynamik der Geröllhalde wieder zu melden beginnt und durch das nicht restlos vorhaltende Hochgefühl, als Votant einer Amtssitzung in einem der nächsten Protokolle zu figurieren, nicht beschwichtigt werden kann, stellt man sich nicht ungerne und nur zum Scheine zufällig vor den Spiegel, um doch noch physiognomische Lichtblicke von Genie, ohne Irrsinn natürlich, zu erhaschen. Doch nichts trägt so wenig wie ein Spiegel. Und dem Katzenjammer würde unfehlbar die Verzweiflung folgen, wenn nicht wieder eine «Amtssitzung» fällig wäre, die wie eine Einspritzung vorerst einmal die Krise beschwichtigen hülfe.

Damit erweist sich der geschilderte Hang des musischen Ambitionisten zur «Administration» in Kunstbezirken als Rückzug aus der Sterilität, als ein Ausweichen im Sinne einer strategischen Diversion vor dem durch soziale Bindungen verursachten Unvermögen.

Natürlich gibt es noch Ausweichmöglichkeiten anderer Art wie auch auf andern Gebieten: Der Instrumentalvirtuose wird Musikalienhändler, der Boxweltmeister verkauft Sportutensilien, der Feldherr wird Kriegsreporter oder Fechtmeister. Nur wenn die Kokotte heiratet, kann man nicht von Ausweichen reden.

Was hilft uns nun da der Einwand — im Sinne einer *Captatio benevolentiae* für das Unvermögen — der Einwand nämlich, man habe schließlich auch noch seine sozialen, ethischen und allgemein menschlichen Pflichten gegenüber seiner Familie, Weib und Kind, die man durch die Kunst allein nicht erhalten könne. Kein Zweifel, diese Pflichten als elementare zu leugnen, wäre Frevel. Die Existenz eines Zustandes aber begründen, um die geschilderten Folgen damit zu entschuldigen, ändert nicht das geringste an diesen Folgen

selbst. Daß einer bloß wegen mangelnder Ausrüstung in den Bergen abstürzt, hat ihm noch nie das Leben gerettet.

So ist und bleibt als bittere Wahrheit die herbe Erkenntnis, daß sich der Kampf um das Glück der Familie als Unglück des Künstlers erweist — als Unglück des Künstlers, sage ich, wenn es gilt, die Entbehrungen auf sich zu nehmen, die die Kunst von uns fordert, um wahre Kunst zu sein.

Nicht zu verwundern also, daß, wenn aus sozialen Bindungen die Kunst nur nebenbei auch noch betrieben wird, das meiste unter dermaßen erbarungswürdigen Bedingungen Geschaffene, ja sich selbst Abgewürgte, fast ausnahmslos der letzten Vollkommenheit entbehrt — um es kollegial und mit Selbstschonung auszudrücken. Es ist ja nicht anders möglich! Stelle man sich — um auch von den ausübenden Künsten zu reden — einen Schauspieler, einen Instrumentalvirtuosen vor, der in seinem Berufe die höchste Stufe der Vollendung erreichen möchte, obschon er «hauptamtlich», um es so zu bezeichnen, noch Steuerkommissär oder auch nur Regierungsrat wäre, kann doch selbst ein Schuster oder Schneider mit der bloß handwerklichen Vervollkommnung in seinem Gewerbe nur rechnen, so er von morgens bis abends, Tag für Tag und Jahr um Jahr überhaupt nichts *anderes* tut, als seinem Handwerk leben. Wie sollte da ein Diener wahrer Kunst mit einem Minimum von Kapital an Zeit, Muße und Meditation ein hohes, wenn nicht gar das höchste Ziel menschlichen und geistigen Strebens erreichen?

Vom Vorhandensein der Talente als unabdingbarer Voraussetzung künstlerischen Wirkens ganz zu schweigen. Doch auch die Talente können ja nur gedeihen ohne jede Ablenkung in einer Atmosphäre ruhiger Besinnung und der Pflege in strengster Konsequenz, wenn nicht, einmal mehr, mit Goethe proklamiert werden soll: «Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis!»

Wie überzeugend doch sagte Ernst Robert Curtius einmal von Balzac: «Seine Kunst selbst stellt einen einzigen grandiosen Prozeß der Energie-Umschaltung dar. Denn die allgewaltige Leidenschaft seines Lebens übertrug er in sein Werk. Die Energetik ist in seinem Leben und seinem Schaffen eingebettet. Sie ist das Zauberwort, das man kennen muß, um den ganzen und den wahren Balzac zu verstehen. Wenn man es gefunden hat, zeigt sich Balzacs Werk in überraschender, vorher nur dunkel geahnter, aber nicht begriffener Einheit.»

Man sieht, die Kunst heischt ganzen Charakter. Darunter verstehe ich nicht jene Eigenschaft, die alle haben, ohne sie jemals zu besitzen, nein, sondern jenen Charakter, der aus Leben und Werk des Künstlers diese Einheit schafft, um so die Fähigkeit zu gewinnen, wie Karl Scheffler es ausdrückt, «immer und überall ein Ganzes zu sehen».

Diese fundamentale Einheit von Leben und Werk muß gefunden werden, es gibt keinen Vorwand, ihr auszuweichen, es sei denn, man weiche vor der Kunst selber aus. Die «Zerrissenheit und Ausweglosigkeit unserer Zeit» und

ähnliche Begründungen läßt man sich wiederum nur als Vorwand dienen, sich seines Unvermögens nicht zu schämen. Denn wenn der Phantasie der Stoff ausgeht, weil dessen Ungeheuerlichkeit sie nicht mehr gewachsen ist, dann klagen wir, die wir bloß noch, wie Ratten an einem Felsblock, am Stoffe nagen, über die «Zerrissenheit und Ausweglosigkeit unserer Zeit». Als ob in der qualvollen Geschichte der Menschheit nicht jede Zeit genau gleich «zerissen und ausweglos» gewesen wäre wie die unsrige. Doch wenn vor dem Ungemach der Gegenwart das Gestaltungsvermögen versagt, versagen auch die Kräfte, dieses Ungemach zu bannen. Wenn nicht die Aufwühlung den Künstler zur tiefsten Aussage begnadet, wer und was soll es denn sonst noch tun?

Der wahre Künstler, der diesen Namen verdient, läßt sich von keinen Zweifeln an seiner Zeit überwältigen; er überwältigt *sie*, beglückt vom überbordenden Reichtum ihrer Problematik, die andern Entsetzen einflößt, ihm aber die gnadenreiche Stunde schöpferischen Werkes beschert, mit dem er die Entsetzten tröstete, würden sie ihm nicht fluchen, weil er sie ihre Erbarmungswürdigkeit fühlen läßt. Die größten Künstler entstammen den trübsten Zeiten der Menschheitsgeschichte; die jeweils rasch verrauschten Epochen satter Geborgenheit haben nie hohe Kunst gezeugt. Wir aber lamentieren eben über die «Zerrissenheit und Ausweglosigkeit unserer Zeit», weil wir im Jahrhundert des «dialektischen Materialismus» — der sich von jedem andern Materialismus schon dadurch unterscheidet, daß auch er nicht bloß dialektisch ist —, weil wir uns also von den Fanfarenstößen betörender Ideologien schrecken lassen und um den Besitz bangen — den ja doch andere besitzen — und darob verkennen, daß Furcht und Indolenz die schlimmsten Feinde schöpferischen Schaffens sind.

In der Kunst also geht es nicht an, sich mit der *Dépendance* zu begnügen, nur um sich, wie zu den noblen Gästen des Grandhotels, auch zu ihr zählen zu dürfen oder gar dazu gerechnet zu werden. Der Krieg mag es mitunter zulassen, daß gut geführte Milizsoldaten ihn gewinnen. Die Kunst aber gewährt diese Gnade nicht. Denn sie duldet in ihren Grenzen keine allgemeine Wehrpflicht, um auf Berufssoldaten verzichten zu können.

Man wird nun einwenden, es gebe Beispiele genug, wo Vertreter bürgerlicher Berufe sogar große Dichter waren. Man wird da von Goethe sprechen, von Schiller, von Lessing, Gotthelf, Gottfried Keller, meinetwegen von Claudel und andern, von denen wir in der Tat wissen, daß sie nicht nur für ihre Dichtung wirkten und lebten, und man wird dabei verkennen oder übersehen, daß das Genie als Maßstab geringerer Maßstäbe niemals gelten kann und daß, mit Ausnahme Gotthelfs, diese Lieblinge und Götter ihrer zivilen Funktionen teilhaftig erst wurden durch mäzenatische Anerkennung ihres Dichtertums.

Und weiter wird man einwenden, daß manch einer, der gerade so, wie ich es beanstande, dichte und damit auch Erfolg habe. Kein Zweifel. Doch wenn

er es anders täte, so wäre das Resultat wohl noch eindeutiger, vielleicht sogar negativ eindeutiger, wenn er die Kraft nicht besäße, aus sporadisch anerkannten Zufallstreffern ein vollwertiges Ganzes zu schöpfen und deshalb bald versanden müßte.

Doch auf die heikle Frage, wie man es denn tun, an welche Richtlinien man sich halten solle, mag — nehmt alles nur in allem — erwidert werden:

Wir können vor der professionellen Kritik bestehen — das ist nebensächlich.

Wir können vor dem Publikum bestehen — das ist erfreulich, aber irreführend.

Wir können vor uns selber bestehen — das ist gut, aber noch immer kein Maßstab.

Wir können vor Gott bestehen — aber das merkt leider niemand.

Wir können sogar vor den Subventionen und allen andern milden Ehrengaben bestehen — das ist vortrefflich, erregt aber bloß Neid und ist dennoch oder gerade deshalb vielleicht so angenehm.

Doch wie und vor wem sollen wir denn bestehen? — Das wird sich erst weisen, wenn wir zu bestehen aufgehört haben. Indessen schließt es nicht aus, daß wir uns bemühen, schon zu Lebzeiten die Lebenden — an uns zu *gewöhnen*.

So auch entweichen wir vielleicht dem schnöden Verruf, über das Provinzielle nie hinauszukommen, weil man uns gar zu gern als pädagogische Provinz betrachten möchte — mit der Betonung auf Provinz, natürlich. Provinzielles in der Kunst, das gibt es zwar überall und immer. An uns Schweizern aber fällt es viel mehr auf, weil wir heutzutage überhaupt zuviel auffallen in aller Welt. Das hat mit ihrem Klingen die Golddeckung getan.

Aha, höre ich raunen, er gibt das Provinzielle also zu! Natürlich, tut er das, aber ohne auszuschließen, daß es im Provinziellen anderswo genau so zugeht, nur vielleicht ohne allzu laute Selbsterkenntnis, deren Abwesenheit es oft genug ermöglicht, daß literarische Importe zu uns ins Land gelangen, bloß weil sie als nichtpornographisch vom Zoll durchgelassen werden. Denn unsere Zöllner praktizieren nur diesen literarischen Maßstab, den aber dann mit Wollust. Obgleich man nicht mit Unrecht sagen darf, daß es noch andere Gesichtspunkte gäbe, um Literatur von Literatur zu unterscheiden. Aber mit der Indexmentalität der Götter kämpfen Autoren selbst vergebens. Und damit wollen wir uns dem Hauptthema wieder zuwenden.

Welche Schlüsse nun werden aus der geschilderten Lage gezogen? Man macht Jagd auf Mäzene, ohne zu bedenken, daß, zumal in heutiger Zeit, Mäzene sich erst melden — denn sie melden sich selber —, wenn man ihrer nicht mehr bedarf. Mäzene im Sinne von «Maecenas atavis edite regibus» sind seltener noch als gute Dichter. Und das will doch sicherlich etwas heißen. So erhofft man sich eine Position, die unter legitimer Vernachlässigung des Brot-

berufes das Dichten erlauben würde. Doch können wir es uns leisten, wie das bankrotte Frankreich und das verarmte England zum Beispiel, gute Dichter zu weniger guten Diplomaten zu machen? Was nicht das geringste sagen soll gegen unsere Diplomaten, von denen einige ebenfalls Dichter sind oder es vielleicht sogar durch ihr Amt erst wurden.

So bleibt als Ausweg bloß der Staat als Verlegenheitsmäzen — was an sich schon einen Widerspruch mit allen unliebsamen Konsequenzen in sich begreift: Der Schriftsteller wird mehr oder weniger zum Objekt staatlich gelenkter Kulturpolitik trotz besten Absichten der betreffenden Stellen! Sporadische Subventionen, Ehrengaben, Werkbeiträge, aber auch — und zwar die menschlich ansprechendste dieser Förderungsarten — Werkjahre; das sind Fonds, aus welchen einem Schriftsteller für die Dauer eines halben oder gar eines ganzen Jahres Zuwendungen bewilligt werden, die es ihm so lange erlauben, frei und unabhängig vom Brotberuf seiner Dichtung zu leben. Ein *Anfang* ist damit schon gemacht — große Summen aber, weder für einen noch gar für mehrere, können es nicht sein. Denn bei uns will alles Derartige seine Zeit und Ewigkeit haben, und ohne die Schaffung viel reichlicherer Fonds dürfte auch diese so weitherzig konzipierte Einrichtung ein bloßer Notbehelf bleiben, solange nämlich keine regelmäßige *Wiederholung* möglich wird. Und überdies: Was geschieht dann mit dem vorübergehend sistierten Brotberuf, zu dem zurückzufinden man ja immer wieder gezwungen sein wird? Doch das Prinzip an sich schon ist vielverheißend.

Ob aller Dankesschuld indessen, die man mit der Annahme von Unterstützung jeder Art auf sich ladet, darf nicht vergessen werden, was alles es braucht an Zeit und Geduld, bis so ein Gesuch von allen Instanzen, gesetzlichen, subversiven und eingebildeten Instanzen durchgepaukt ist. Das weiß nur der, der selbst einmal in die Lage geriet, von so viel Glück heimgesucht zu werden. Das Hangen und Bangen, Würgen und Zweifeln kann leicht in *Verzweiflung* umschlagen. Der Entschluß, ein Werk mit solcher Unterstützung zu schaffen, kann im Zeitpunkt der endlich eintreffenden Genehmigung oder Ablehnung und — Auszahlung! — zuweilen erst nach Jahresfrist, längst überholt sein, handelt es sich dabei ja nicht um eine . . . Weißweinaktion — wenigstens nicht direkt. Zudem sind es oft nicht etwa die staatlichen Organe, die solche Verzögerungen verursachen, sondern zum Beispiel auch beigezogene literarische Experten, die das menschliche Los ihres Kollegen um so mehr verleugnen, je weniger der Staat es gerade von ihnen erwartet. Kein Grund, nicht in Sterilität und Mißmut zu versinken.

Hilfe von der Privatwirtschaft? Von verschwindenden, aber um so prominenteren Ausnahmen abgesehen, sind wir noch lange nicht so weit, daß die privaten Unternehmer sich dazu verstehen würden. Diese, denen doch, zumal in der unvergleichlichsten Hochkonjunktur der Wirtschaftsgeschichte, sicherlich die

Mittel nicht fehlen sollten, erwarten von solchen Vergabungen, die man ihnen zumutet, mehr als die prosaische Genugtuung, eine kulturelle Menschenpflicht zu erfüllen. Und wenn sie dann auch wollten, würden sie sich die Wahl des Benefiziaten selbst vorbehalten, und zwar vorwiegend nach weltanschaulichen Gesichtspunkten, die von Unternehmen zu Unternehmen naturgemäß keinen allzu großen Spielraum ließen — ganz ohne jede Furcht vor der Konkurrenz.

Nun freilich kommt es zuweilen auch vor, daß Banken Theater erwerben, besser gesagt, ein zukunftsfrohes Grundstück an prima Lage mit einem städtisch garantierten Theater darin. «Auch Großbanken tun etwas für die Kultur», ruft man begeistert aus, ohne zu bedenken, daß in dieser kühnen Behauptung geradezu eine Kreditschädigung liegt. Und dennoch hört man immer wieder: «Die Banken dürften auch etwas für die Kunst tun, sie verdienen doch so viel Geld!» Und das soll keine Kunst sein — Geld verdienen —?

Es ist eine verzweifelte Lage immer noch! Immer noch, sage ich, wenn auch etwas besser als früher. Man tut also allenthalben etwas mehr. Doch in viel höherem Maße als man mehr tut, hat sich die allgemeine Lage der Schriftsteller verschlechtert. Müßte es so sein, wo es am Gelde nicht mangelt, sondern bloß, ja bloß oft genug am guten Willen und an der Einsicht in die Notwendigkeit? So sieht denn mitunter die Betreuung schweizerischen Schrifttums christlicher Barmherzigkeit ebenso ähnlich wie etwa die Schutzaufsicht für entlassene Sträflinge. Die Belohnung dichterischen Wohlverhaltens — im Sinne von sittlichem Benehmen — erscheint zuweilen wichtiger als die kühne Entdeckung und Auszeichnung von Talenten außerhalb der konformistischen Piste literarischer Tour de Suisse.

Wie sehr solcher Geist immer noch vorwaltet, erhellt wohl deutlich aus einer seinerzeit gehaltenen, sonst hervorragenden Bankettrede eines Regierungspräsidenten, dessen Worte, wie er sich ausdrückte, von der Notwendigkeit geleitet waren, «die Legende zu zerstören», die da wahrhaben wolle, ein gewisser Dramatiker sei hungers und nicht bloß an gebrochenem Herzen gestorben. Das Gegenteil — demnach das gebrochene Herz, gottlob — ergebe sich schlagend schon daraus, daß die Summe der Leistungen des betreffenden eidgenössischen Standes an den Dichter selbst dann noch eine fünfstellige Zahl ausmache, wenn diese durch drei geteilt würde.

Daß bei dieser Akribometrie auch der Zeitraum, in welchem die Leistung erfolgte und um diese beurteilen zu können, einen nicht unerheblichen mathematischen Faktor bildet, scheint man übersehen zu haben. Aber wie auch immer — ohne Zweifel eine großartige Leistung; gemessen an den diminutiven Ausmaßen von Aufwendungen ähnlicher Art eine Leistung von geradezu überzeugender Überzeugungskraft. Indessen zeigt eben gerade diese demonstrative Beschwichtigungsarithmetik eines hohen Standesherrn, der in öffentlicher Parade dem toten Dichter seine Bezüge vorrechnet, den typisch aleato-

rischen Almosencharakter solcher Zuwendungen, die hier immerhin als Entschädigung für faktisch geleistete Arbeit aus Auftrag, nicht aber als Sinekure gedacht waren.

Es ist auch nicht einzusehen, weshalb solche Vergütungen nicht ebenso in Erfüllung gesetzlicher Ansprüche geleistet werden können wie die jahrzehntelange Besoldung und Pensionierung eines behördlichen Kanzlisten, dessen lebenslang und weit über den Tod hinaus fixes Einkommen sogar bei vier-, statt bloß dreifacher Teilung eine sechs-, statt bloß fünfstellige Zahl ausmacht. Aber man würde es dem Benefiziaten nicht noch im Grabe vorrechnen. Jedenfalls genügt es keineswegs, unsere Dichter nicht totzuschlagen. Wir sollten uns überdies darum kümmern, daß sie es nicht selbst besorgen, so sehr solches akademisches Bemühen unserer geheiligten Kommerztradition widersprechen mag. Daß es bei uns kein Industrieproletariat mehr in Schach zu halten gilt wie anderswo, befreit uns nicht von der vornehmsten Pflicht eines Volkes, sich seiner Dichter auch dann, gerade dann erst recht anzunehmen, wenn ihr Werk keinen klingenden Lohn verspricht. Der Anspruch der professionellen Protégés parlamentarischer Gunst und anderer Käsehändler, für ihre Produkte mehr zu kriegen, als der wilde Konkurrenzkampf ihnen einbrächte, sei unbestritten, weil das Bestreiten ja doch nichts nützte. Doch bei so ergiebiger Verschleuderung nationalen Gutes sollte auch der Dichtergarten nicht unbestellt bleiben.

Die vielberühmte Solidarität unserer Gemeinschaft darf nicht haltmachen vor einer machtlosen Gruppe; und wenn selbst das meiste, das von unsern Schriftstellern auf den anderweitig ohnehin schon reichbesetzten Gabentisch der Nation gelegt wird, überspannten Ewigkeitsansprüchen nicht genügen sollte, so könnte man sich ja über diesen bloß doktrinären Mangel vielleicht hinwegtrösten mit der Einsicht, die da verkündet: «Kleinvieh gibt auch Mist!» Das würde dann für die Literatur so gut gelten wie für die Landwirtschaft.

Mit dem Stolze unseres Alters, in unsern Wohnstätten keine «Slums» zu kennen (die in den letzten Jahren von sozusagen sämtlichen britischen Parlamentariern ebenso eifervoll wie vergeblich gesucht wurden), ist es nicht getan. Es gilt, auch der seelischen «Slums» des Wohlstandes Herr zu werden, jenes prätentösen Wohlstandes nämlich, dessen gespreizter Wucht sich oft genug bloß noch der unprogrammäßig geöffnete Gashahn gewachsen zeigt, nach dem Prinzip, nur wer im Wohlstand lebt, ist uns genehm. Wahrhaftig, eine Lust zu leben!

*

Zu welchen unliterarischen Betrachtungen ein solches Problem verleiten kann, enden sie doch mit der Verwünschung dessen, worum uns die ganze Welt beneidet. Man könnte nämlich wahrhaftig glauben, bei uns gebe es bloß Reiche und Noch-Reichere und darin erschöpften sich die sozialen Gegensätze. Wenn diese Neider nur wüßten, wieviel Sorgen doch unserm Wohlstand die

Geldsorgen bereiten: Sie würden der Schlaflosigkeit im Reichtum die Lust und Müdigkeit der Glieder in der Armut vorziehen!

«Literatur als Nebenbeschäftigung» sagte ich — ein Bekenntnis. Vielleicht wird man mir nun entgegenhalten: Bekenne du für dich so viel du willst, aber bitte nicht zu unsern Lasten. Und so gewiß ich mit meinen Ausführungen nun zu Ende komme, ebenso gewiß wird man mich inquirieren, ob ich denn eigentlich meine, es müßten nun allesamt mit Schreiben aufhören, die es bisher bloß als literarische Nebenbeschäftigung betrieben hätten.

Darauf wäre zu antworten, daß eine solche Frage ja ohnehin nur dem rhetorischen Zwecke dient, mich in die Verlegenheit zu versetzen, endlich einmal Farbe zu bekennen. Und überdies wäre zu erwidern: Wozu haben wir denn einen Schriftstellerverein mit voll überlastetem Sekretariat, wenn niemand mehr schreiben wollte als die paar Berufsschriftsteller? Und schließlich: Möge ein jeder nach seiner Façon selig werden. Denn muß nicht jeder für seine eigenen Sünden einstehen? Aber die schlechten Christen sind es nicht, woran die Sünden nagen! So auch in der Literatur.

J. W. BRÜGEL

Ein sozialistisches Programm für die unterentwickelten Länder

Nach einer gründlichen, ein ganzes Jahr umfassenden Vorarbeit und einer eingehenden Diskussion hat der Mailänder Kongreß der Sozialistischen Internationale im Oktober 1952 eine Prinzipienklärung als Grundlage einer sozialistischen Politik für die unterentwickelten Länder beschlossen. Sie ist als eine organische Ergänzung der im Juli 1951 in Frankfurt verkündeten Deklaration über Ziele und Aufgaben des demokratischen Sozialismus¹ aufzufassen. Es war nicht das erste Mal, daß sich Sozialisten auf einer internationalen Ebene grundsätzlich mit der Tatsache auseinandersetzen versuchten, daß es nicht nur innerhalb der einzelnen Völker Besitzende und Besitzlose gibt, sondern daß auch zwischen den Völkern eine Klassenscheidung besteht. (Der schwedische Sozialist *Sterner* hat in Mailand den Vergleich gebraucht, daß man die Europäer als den Mittelstand der Welt bezeichnen könne, während die Bewohner der unterentwickelten Länder das Proletariat bilden.) Das letzte Mal geschah dies im August 1928, als der *Brüsseler* Kongreß der Sozialistischen Arbeiterinternationale den Entwurf eines von der Kolonialkommission der Organisation ausgearbeiteten Kolonialprogramms annahm. Dieses

¹ Der Wortlaut der Erklärung ist im Heft 7/1951 dieser Zeitschrift enthalten.